

Adolf Muschg

## Parzival — Eine Neuerzählung



Geboren 1934 in Zollikon, Schweiz. Studium der Germanistik, Anglistik und Psychologie, Promotion 1959 über Ernst Barlach. Danach Lehrtätigkeit in Zürich, Tokio, Göttingen, Ithaca N. Y. und Genf. Seit 1970 Professor für Germanistik an der Eidgenössischen TH in Zürich. Zahlreiche Bücher und Theaterstücke. Neuere Veröffentlichungen: *Goethe als Emigrant* (1986); *Das Licht und der Schlüssel* (1984); *Leib und Leben* (1982). Adresse: ETH-Zentrum, HG E 68, CH-8092 Zürich, Schweiz.

Wenn man mit der Hoffnung, ein größeres literarisches Projekt fortzuschreiben, nach Berlin gekommen ist, was kann man dazu Schlichteres und Besseres sagen, als daß sich diese Hoffnung erfüllt habe? Und was kann man über seinen privilegierten Arbeitsplatz am Wissenschaftskolleg Schöneres sagen, als daß er dem Vorhaben und seiner Ausführung günstig gewesen sei?

Ich bin mit ca. 300 Manuskripten meiner Parzival-Bearbeitung, welche die elterliche Herkunft des Helden bis zu seinem Auszug aus der Einöde Soltane abdeckten, nach Berlin gekommen. In den rund neun Monaten am Kolleg habe ich weitere 450 Seiten Rohfassung zustandegebracht, die bis zum Anfang der Gawan-Abenteuer reichen. Nach meiner Schätzung bleiben noch rund 250 Seiten zu schreiben übrig, nicht, damit das Tausend voll werde, sondern damit ich das Ganze einmal hinlänglich durchgearbeitet habe, um mit seiner Konzentration beginnen zu können. Der Schriftsteller erfährt ja nur durch Schreiben, was ihm zu schreiben aufgegeben ist, welche genaue Form der Stoff verlangt, wieviel Offenheit, wieviel Straffung das epische Geflecht verträgt.

Woraus immerhin hervorgeht, daß ich es vermutlich mit dem Magnum Opus meiner bisherigen Produktion zu schaffen habe; und was den „inneren Umfang“ betrifft, möchte jene alchemistische Bezeichnung auch nicht ganz deplaziert sein. Aus einer neuen „Inszenierung“ des mittelalterlich-höfischen Romans verspricht (oder droht) ein Entwicklungsroman ganz anderer Art zu werden. Motivisch kreist die Geschichte um das Zentrum einer „Heilung“, gewiß; aber sie betrifft nicht nur den alten oder neuen Gralskönig; sondern eigentlich die Möglichkeit(en) des Er-

zählens, und damit die das literarische Darstellungsmittel selbst ergreifende „Frage“ nach dem Stein des Weisen und dem Geheimnis des rechten Lebens.

Aus diesem Sprachgebrauch darf geschlossen werden, daß ich Wolfram von Eschenbach nicht nur als „Vorlage“ verwendet habe. Ich verdanke ihm den roten Faden — der schon bei ihm vielfältig genug versponnen ist — durch ein episches Labyrinth, das ich ohne seine Führung nicht betreten hätte, und ohne seine Vision nicht verlassen. Ich verdanke ihm den Schutz eines großartigen strukturellen Humors, ein Universum der progressiven Brüderlichkeit und erfahrener Verwandtschaftsbeziehungen — die bei Wolfram ebenso ein humaner Befund sind wie ein ästhetischer des Romans. Ich habe insbesondere versucht, das west-östliche Potential, das in seinen Figuren und Konfigurationen steckt, herauszuarbeiten und zum Leuchten zu bringen. Ich verdanke, kurzum, Wolfram von Eschenbach meinen Stoff — freilich mit demselben Freiheits-Vorbehalt, mit dem er ihn seinerseits Chrétien de Troyes verdankte. — Das Thema freilich bindet jeden, der sich darauf literarisch einläßt, an einen perennierenden Mythos, ein Muster aus einem „kollektiven“ anthropologischen Fundus: wobei dasjenige des Reinen Toren, der auf dem Weg zur „Krone des Lebens“ sein und anderer Glück macht, gewiß zu den hoffnungsvollen und heilversprechenden gehört. — Damit habe ich wohl auch den tieferen Grund berührt, weshalb der Autor von „Literatur als Therapie?“ sich damit zu beschäftigen Anlaß fand.

Die Szenerien und Requisiten des Mittelalters zu „verwenden“ hat sich (wenn ich mich hierin nicht sehr täusche) als bei weitem weniger problematisch erwiesen, als ich gefürchtet hatte. Eigentlich steht man als Zeitgenosse des späten 20. Jahrhunderts vor der gleichen Aufgabe, die ein Regisseur bei jedem klassischen (Bühnen-)Werk zu leisten hat, wenn er sicher ist, daß es in der Substanz keine Aktualisierung benötigt, aber für die Wahrnehmung, das Erlebnis seiner Aktualität der überzeugenden ästhetischen und technischen Äquivalente bedarf. Der Anspruch auf historische Authentizität wäre unter allen Umständen die größere Fiktion, und eine unproduktive dazu — zumal bei einer Vorlage, die sich schon ihrerseits von ihren historischen Bedingungen in eine artifizielle und kunstvolle Artus- oder Gralswelt abgesetzt hatte. Selbstverständlich habe ich den „Parzival“ nicht nach-, sondern neu erzählt. Und wenn der Spaß, die keineswegs diebische, sondern sehr ernste Freude, die ich beim Ausleuchten und Ausdeuten der Fabel empfunden habe, ein Maß für die innere Notwendigkeit einer Arbeit abgeben sollte, könnte mir etwas gelungen sein.

Wenn es gelungen ist, hätte das Wissenschaftskolleg seinen ebenso unmeßbaren wie unschätzbaren Anteil daran. Die Chance der Klausur, die

---

es ebenso liberal geboten hat wie die des schönen alltäglichen Conviviums, schufen eine Atmosphäre der Förderung, wie ich sie selten erlebt habe. Meist zeigte sie sich indirekt, etwa im Gespräch über die (scheinbar unvergleichbare) Arbeit eines Mit-Fellows, und oft hing sie an „einem einzigen geistreichen Wort“. Mitschreibend und mitdenkend hat das Fellow-Sekretariat meinem Manuskript von einer Fassung zur andern eine Form gegeben, die das Weiterarbeiten zur Freude machte. Der Gründungsrektor, Peter Wapnewski, hat meinen literarischen Übergriff in sein angestammtes Gebiet mit seiner Nähe und Sympathie begleitet. Dem Rektor, der Leitung und Verwaltung des Wissenschaftskollegs, seinen Mitarbeitern aller Etagen habe ich von Herzen für ein geschenktes und, wie ich glaube, wohl angewandtes Jahr meines Lebens zu danken.